

Die Zelle West

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Un dem schallenden Gelächter, in das Kesi bei seinen Worten ausbrach, erkannte Greifeneder, wie er sich vergaloppiert hatte. Er wurde ganz verlegen und errötete wie ein auf einer Lüge ertappter Schuljunge. Das gab seinem gutmütigen Gesicht einen rührend hilflosen Ausdruck.

„No, jetzt seh ich wirklich, wie vergehlich Sie sind,“ sagte Kesi voll Uebermut.

Er mußte selbst lachen, als er sich entlarvt sah. Seine gutmütigen Neuglein blickten so aufrichtig geständig drein, als wollte er sich selbst darüber lustig machen, daß er sich durch seine eigene Ungeschicklichkeit verraten hatte.

In diesem Augenblick kam Vinder in den Hof. Er stobte, als er den eleganten fremden Herrn beim Fenster stehen und herzlich lachend Kesis Hand drücken sah, während das junge Mädchen mit der freien Linken die Blumen vors Gesicht hielt. Kesi errötete schämig. Doch aus ihren Augen schoß ein triumphierender Blick auf Vinder, als er mit einem flüchtigen Gruß, ein überlegen spöttisches Lächeln auf den Lippen, an ihr vorbeigehen wollte.

Greifeneder hatte sich gerade verabschiedet. Kesi rief Vinder ein einladendes Wort zu. Ob er's denn so eilig habe, fragte sie lachend, als er keine Antwort gab.

Er blieb stehen. „War net!“ sagte er und versuchte vergeblich, recht gleichgültig dreinzusehen.

Die mürrische, kurz angebundene Antwort verdross Kesi.

„Warum ärgern S' Ihnen denn, Herr Vinder?“ fragte sie gereizt.

Er lachte gezwungen auf. „Ich? Ärgern? Wißt net, über was! . . . Das kommt Ihnen nur so vor, mein liebes Fräul'n Kesi. . . . Sagen S' amal, Fräul'n Kesi, wer war denn der Herr, mit dem S' Ihnen da gar so gut unterhalten haben?“

„Der? Ein fetscher Kerl, net wahr? . . . Und lustig! Und verliebt is er in mich! . . . Ich sag's Ihnen! Herr Vinder, einen Hauptspäß hab ich mit dem Menschen g'habt!“

„So. . . . No, also!“ sagte er trocken. „Wenn S' Ihnen nur gut unterhalten haben. Das is die Hauptsach.“

„Sehr gut. Eine Riesensach haben wir mit ihm g'habt. . . . Denken S' Ihnen nur. . . .“

Und sie erzählte kurz und hastig, Früheres und Späteres durcheinanderwerfend, wie es ihr gerade einfiel, von Greifeneders Bestreben, sein

Kommen als zufällig darzustellen, und lachte herzlich, als sie durch Worte und Gebärden das Späßige dieser Situation ins rechte Licht setzte. Aus ihren leuchtenden Augen sprach es aber deutlich, daß sie sich trotz alledem durch diese Schuldigungen geschmeichelt fühlte.

„No ja,“ sagte Vinder achselzuckend, mit gleichgültiger Miene, als hätten sie gerade über das Wetter gesprochen. „Sie g'fallen ihm halt. Ein Wunder ist's ja net. . . . Woher kennen S' ihn denn, wenn man fragen darf? . . . G'sehen hab ich ihn hier noch nie.“ Er bemerkte den im Dunkel des Zimmers stehenden Wendel. „D, habe die Ehre! Der Herr Vatter!“ rief er, wieder gut gelaunt. „Hab Ihnen gar net g'sehen, Herr von Wendel! Entschuldigen schont Ganz ergeb'ner!“

Wendel dankte mit einem stummen, gnädigen Nicken. Seitdem Greifeneder seinen sozialen Reformideen zugestimmt hatte, war sein Selbstbewußtsein gestiegen, und er fühlte sich diesem abgeschmackten Witzbold Vinder gegenüber, der für nichts Ernstes und Vernünftiges Sinn hatte, erst recht in seiner ganzen überlegenen Größe.

Das sei der Herr, den sie bei der Frau von Holzmann kennen gelernt habe, erwiderte Kesi auf Vinders Frage. Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. Daß er sie auf der Straße angesprochen hatte, das konnte sie Vinder nicht sagen. Sie hätte es nicht über die Lippen bringen können. Da hätte sie sich doch vor ihm schämen müssen. Die Empfindung hatte sie. Warum es ihr so vorkam, wußte sie nicht, aber daß sie Herrn Vinder die ganze Wahrheit nicht sagen konnte, war für sie selbstverständlich.

In Bewußtsein, daß sie ihm etwas verheimlicht hatte, wurde sie verlegen und schwieg. Sie hantierte an der Nähmaschine herum und blickte zu Boden, mit einem Ausdruck, als ob sie Vinder etwas Böses angetan hätte und sich jetzt schuldbewußt fühlte. Ihre Lippen bewegten sich wie in leisem Flüstern. Auch Vinder sprach nichts. Seine Rechte spielte mit dem Fensterhaken, mit der Linken zupfte er an seinem kleinen Spitzbärtchen herum. Sein Blick war wehmütig ernst, in manchen Momenten schoß finsterner Trotz aus den Augen. Der gewohnte spottlustige Gesichtsausdruck war ganz verschwunden.

So stand er noch eine Weile, wischte sich den Schweiß von der Stirn und zerrte an seinem Rock, als ob er ihm zu eng geworden wäre. „No ja,“ sagte er mit einem leisen Seufzer. „Also ich

wünsch Ihnen viel Glück zu der Eroberung!“ Nun klang seine Stimme wieder übermütig ironisch. „Wenn er wieder kommt, ich laß ihn schön grüßen!“ rief er im Weggehen und lästete gemessen die Stappe.

Kesi sah ihn dann in seiner Kammer die Werkzeuge hervorholen und sich an die Arbeit machen. Sie blieb sinnend am Fenster stehen, ohne zu wissen, was ihr eigentlich durch den Kopf ging. Nach einer Weile stahl sich ein stillvergnügtes Lächeln auf ihre Lippen. Eine lustige Melodie trällernd, legte sie ihre Arbeit zusammen und ging in den Laden. . . .

Vinder konnte an diesem Abend nicht arbeiten. Alles verdross ihn. Mergelich legte er die Werkzeuge weg und ging zu Strall. Er hatte bemerkt, daß der Photograph sich kurz vorher von Frau Dollinger verabschiedet hatte und in seine Bodenkammer hinaufgestiegen war. Nun wollte er mit dem ein bißchen plandern, um auf andere Gedanken zu kommen. Doch seine süße Lanne ging mit ihm durch. Mißsichtlos ließ er seine Spottsucht an dem armen Menschen aus, der sich nicht zu helfen wußte. In höhnischem, boshaftem Ton bekriftelte und bewibelte Vinder alles, was er den Photographen tun sah. Die Landschaftsphotographie bezeichnete er als nutzlose Schinderei. Nun ja, sagte er bissig, als Strall ihn erstaunt ansah, das Leben sei es ja nicht wert, daß man mit ihm so viele Umstände mache und sich abraudere, etwas Gutes bringe es nie. Und ehe man mit Frauenzimmern arbeite, fuhr er mit einem höhnischen Seitenblick fort, solle man sich's recht gründlich überlegen, denn sich überhaupt mit ihnen einzulassen, bedeute schon so viel wie dem lieben Herrgott den Tag stehlen.

Strall war kein Menschenkenner. Mit seinen gutmütig naiven Kinderaugen starrte er den Pessimisten an, ohne ein Wort herauszubringen.

„Herr Vinder, Herr Vinder,“ sagte er nach einer Weile mit ehrlichem Stammen. „das sagen Sie? Und es ist doch noch nicht so lange her, daß Sie mich ordentlich hergenommen, bloß weil ich gesagt habe, ich mache mit Frauenzimmern keine Ausflüge!“

„A was!“ rief Vinder ärgerlich, „recht haben S' g'habt! Wenn man sich mit ein Frauenzimmer einläßt, is man verloren. . . . Alles is weg, alles, das sag ich Ihnen. Die Arbeit freut einen nimmer, die Gedanken hat man nimmer beisammen, man is nimmer sein eigener Herr, und zum Schluß haben S' gar niz, net einmal 's Frauenzimmer, denn die hat sich derweil ein

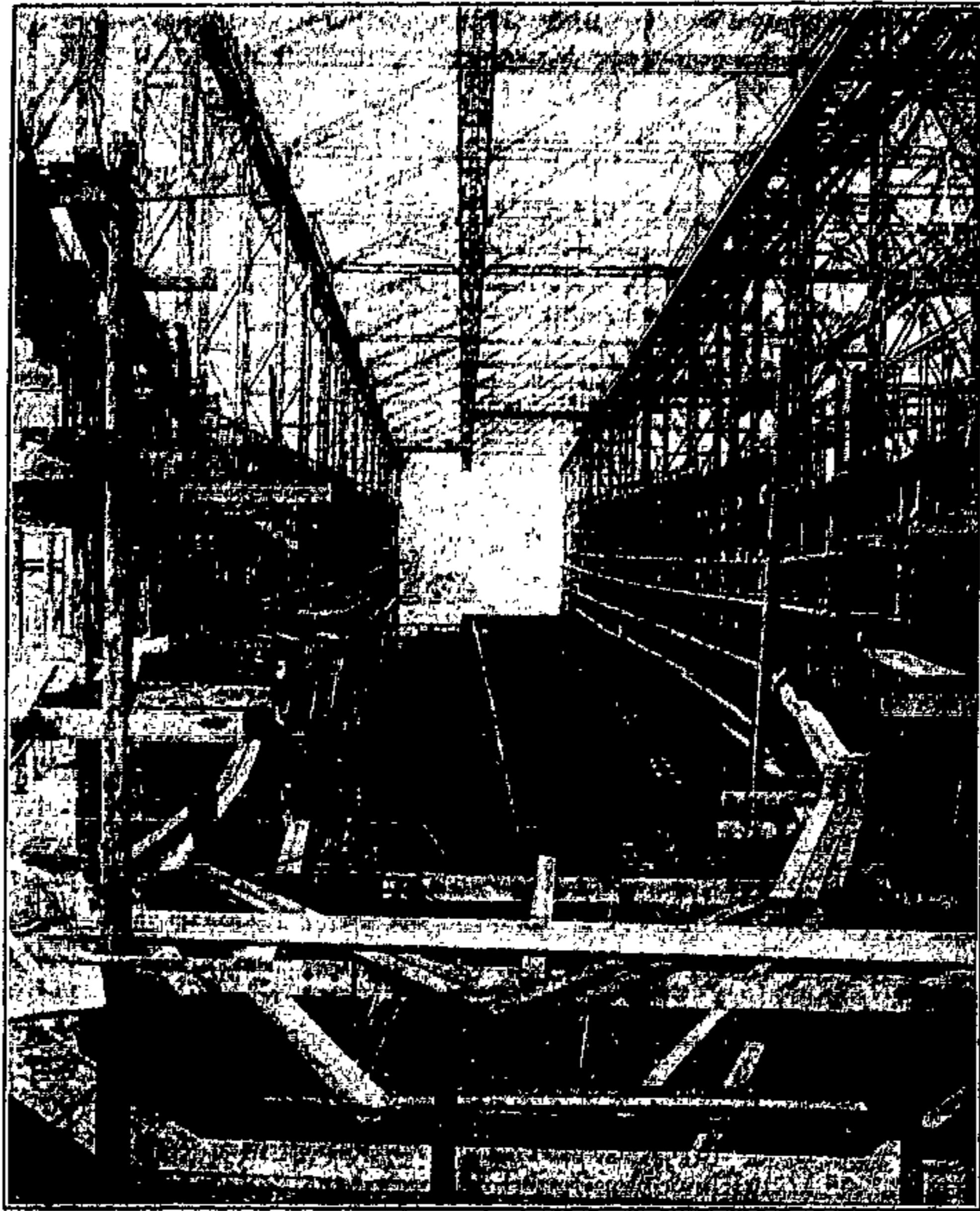
boden, d. h. der gesamte Bodenraum des Schiffes wird durch größtenteils wasserdicht verbundene Quer- und Längsspannen resp. sogenannte Bodenvangen oder Flurplatten in etwa 24 wasserdichte Zellen eingeteilt, die nach unten durch die äußere, nach oben durch die innere Schiffsdeplattung abgeschlossen sind. Der Doppelboden erfüllt zunächst den Zweck, daß beim Aufstoßen des Schiffes auf einen Felsen, auf ein Riff oder auf ein sonstiges Hindernis, beim Auflaufen auf eine Sandbank oder anderweitigen Stranden der Schiffsboden infolge seiner Befestigung widerstandsfähiger ist, eventuell aber beim Durchstoßen, Durchbrechen oder Leckwerden des äußeren Bodens das Wasser nur in die beschädigten Abteilungen des Doppelbodens eindringen kann, während die übrigen Abteilungen und vor allen Dingen die Schiffsräume vom Wasser verschont bleiben. Dann dient er aber auch dazu, Trinkwasser und Frischwasser zum Speisen der Kessel aufzunehmen und durch Aufnahme von Wasserballast die Stabilität des Schiffes, die durch den Verbrauch an Kohlen und Proviant während der Reise stetig beeinflusst wird, herzustellen resp. aufrecht zu erhalten. In den Doppelboden werden zugleich die erforderlichen Ventile, Rohrleitungen und dergleichen eingebaut.

Zur Befestigung der Seitenwände des Schiffes dienen die Stringer resp. Längsspannen, die auf und zwischen die Querspannen genietet werden. Sie bestehen in der Regel aus Winkelisen, verstärktem Winkelisen oder T-Eisen. Quer von Schiffswand zu Schiffswand laufen in gewissen Abständen die Deckbalken, die den verschiedenen Decks als Grundlage dienen. Sie sind, je nach ihrer Konstruktion, T-Wulfbalken, Doppel-T-Balken oder Kastenbalken und werden an beiden Enden mit den Querspannen vernietet.

Nach Befestigung der Deckbalken erfolgt der Einbau der Querschotten (aus eisernen resp. stählernen Platten zusammengesetzte wasserdichte Quertwände), die das ganze Schiff in eine Anzahl wasserdichter Abteilungen zerlegen. Die großen Dzeandampfer erhalten etwa 12 solcher bis zum Oberdeck reichenden Schotten, die mit dichtschließenden Türen versehen sind, deren Schließung auf manchen Dampfern nötigenfalls automatisch von der Kommandobrücke aus erfolgen kann. Bei einer Kollision ist das prompte Schließen der Türen auf das Kommando: „Schotten dicht!“ von größter Bedeutung und kann das Schiff oft vor dem Untergange bewahren. Zum Teil, hauptsächlich bei Doppelschraubendampfern, wird auch ein wasserdichtes Längsschott eingebaut, welches das Schiff der Länge nach in zwei wasserdichte Hälften teilt und mit den Querschotten zusammen dem Schiffe ein System wasserdichter Abteilungen gibt, die das denkbar größte Maß von Sicherheit gegen Kollisionskatastrophen schaffen. In einzelnen Fällen hat man auch mehrere Längsschotten geschaffen und so das beim Doppelboden angewendete System auf den

gesamten Schiffsraum bis zum Oberdeck übertragen.

Sind dann nach Einbau der Schotten die Deckverbände durch Deckstringer, Längsspannen, Diagonalschienen usw., die auf die Deckbalken aufgenietet werden, hergestellt und ist so das Schiffsgerippe nach allen Richtungen hin vollkommen befestigt, dann wird zur Be-



Doppelboden eines Schnelldampfers mit Blick durch die Hellung.

plattung oder Beplankung der Decks geschritten. In der Regel werden Stahlplatten auf die Quer- und Längsverbände gelegt, festgenietet und dann eventuell mit Holzplanen belegt.

Die letzte Arbeit vor dem Stapellauf ist die Herstellung der Außenhaut des

Patentfarbe gegeben. Nun ist es zum Stapellauf fertig.

Was das Nichtfest bei einem Neubau, das ist der Stapellauf beim Schiffbau. Er wird meist mit einer besonderen Feier verbunden. Das Schiff ruht, wenn es vom Stapel gelassen werden soll, auf dem sogenannten Schlitten, einem Balkenbau, der den unteren Teil des Schiffskolosses stützt und dessen Basis eine Gleitbahn bildet, die vor dem Ablauf des Schiffes mit grüner Seife eingeschmiert wird. Vor dem Stapellauf findet die Taufe des Schiffes statt, indem auf einer beim Bug aufgebauten Rednertribüne die Taufrede gehalten und dem Schiff der Name gegeben wird, den es über das Meer tragen soll. Dabei wird eine Flasche Schaumwein am Vordersteven zerfetzt. Das Kommando zum Ablauf erschallt, die bereitstehenden Arbeiter lockern die Seemünzungen, die den Dzeanriesen festgebaut hielten, und majestätisch, erst langsam, dann schneller und immer schneller gleitet der Stoß auf dem Schlitten vom Helgen hinab, um dann, vor allen Hindernissen befreit, unter dem Hurrarufen der Arbeiterschar und der Festgäste in die Flut zu tauchen und schwimmend landab zu streben, bis die Anker fallen und ihn festbannen.

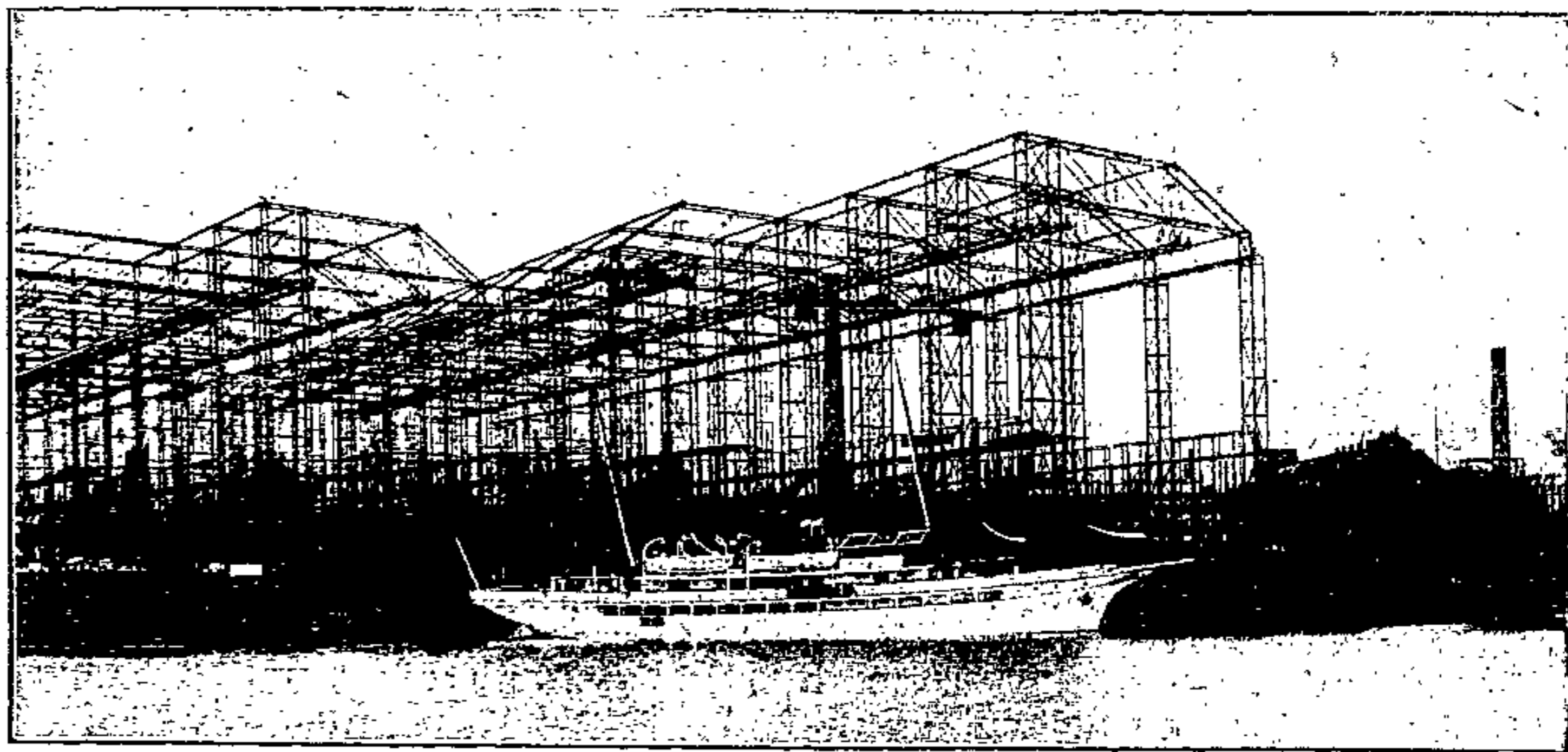
Welch bedeutende Menge Material schon bis zum Stapellauf in einen Dzeandampfer hineingearbeitet werden, mag die Tatsache zeigen, daß z. B. der Lloyd-Schnelldampfer „Kronprinzessin Cäcilie“ bis dahin Material, meist Stahl, im Gewicht von 11 000 Tonnen erforderte, zu dessen Verladung 1100 Güterwagen oder etwa 20 große Güterzüge zu 120 Achsen erforderlich wären.

Das schwimmende Schiff wird nun an der Werft weiter ausgebaut. Kessel und Maschinen werden an Bord genommen und montiert, die Deckräume ausgestattet, Schornsteine und Masten eingesetzt, die Hilfsmaschinen aufgestellt, Heizungs-, Ventilations- und Beleuchtungsanlagen angebracht und die verschiedenen Einrichtungen vollendet, deren ein moderner Dzeanflieger bedarf.

Kessel und Maschinen gehören zu den wichtigsten Anlagen eines Dampfers. Von ihnen hängt wesentlich die Schnelligkeit ab, die der Dampfer bei der Fahrt zu entwickeln vermag. Acht Doppelkessel und zwei Hauptmaschinen von etwa 40 000 Pferdestärken bilden in der Regel die Ausrüstung eines Dzeanriesen. Die riesigen Schornsteine, deren das Schiff zwei, drei oder vier erhält, haben einen Durchmesser von 4,80 Meter, der einem Eisenbahzug gestattete, sie als Tunnel zu benutzen.

Ihre Höhe beträgt 15 Meter. Je nach der Takelung des Dampfers erhält derselbe zwei, drei oder vier Stahlmasten.

An Stelle der Kolbenmaschine verwendet man in neuester Zeit auch Dampfturbinen, wie sie die beiden englischen Cunarddampfer „Lusitania“ und „Mauritania“ in einer Stärke von 70 000 Pferdekraften besitzen, doch ist ihre Ueberlegenheit über die Kolbenmaschine noch nicht erwiesen, zumal diese durch

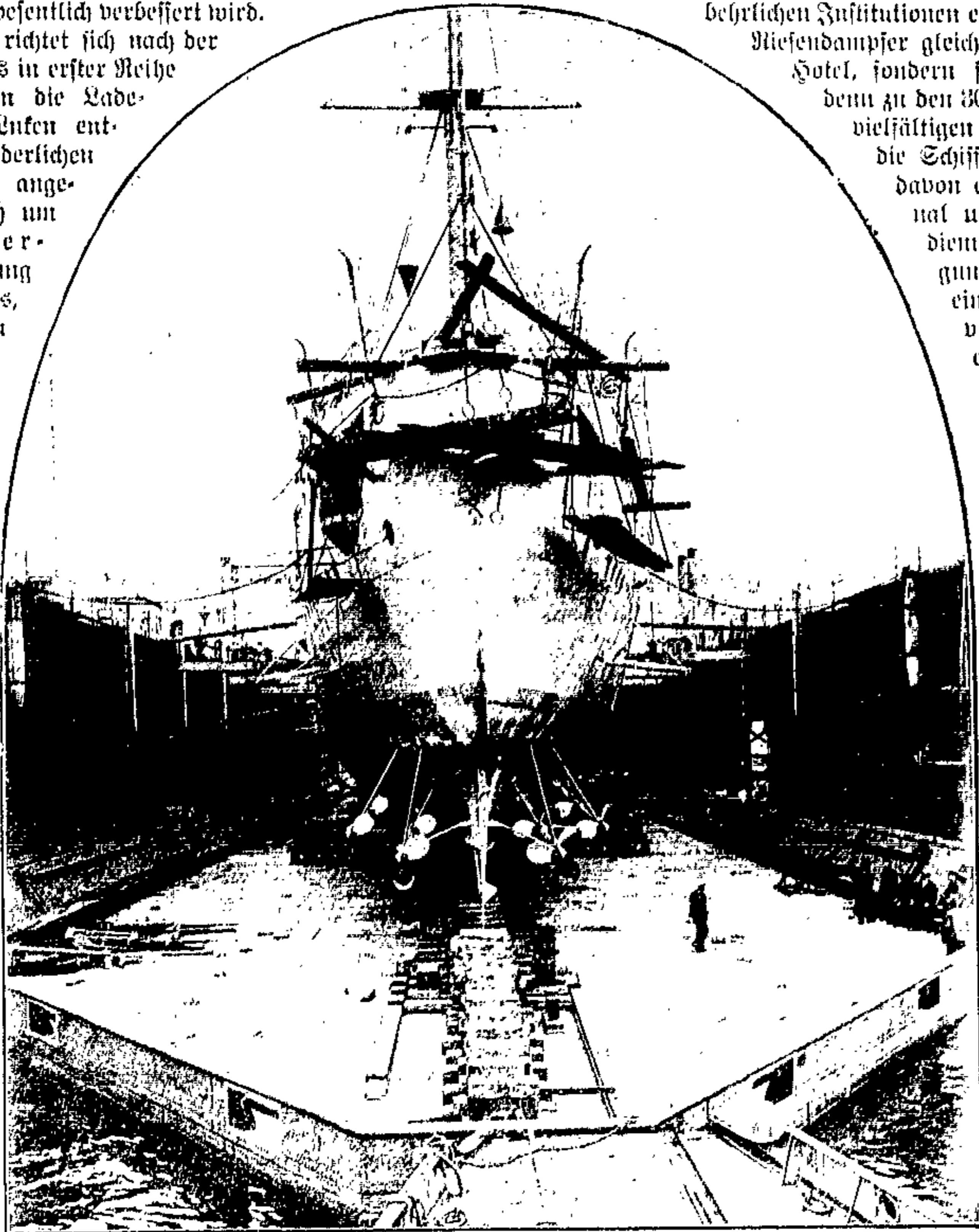


Hellinge vom Wasser aus gesehen, davor der Dampfer.

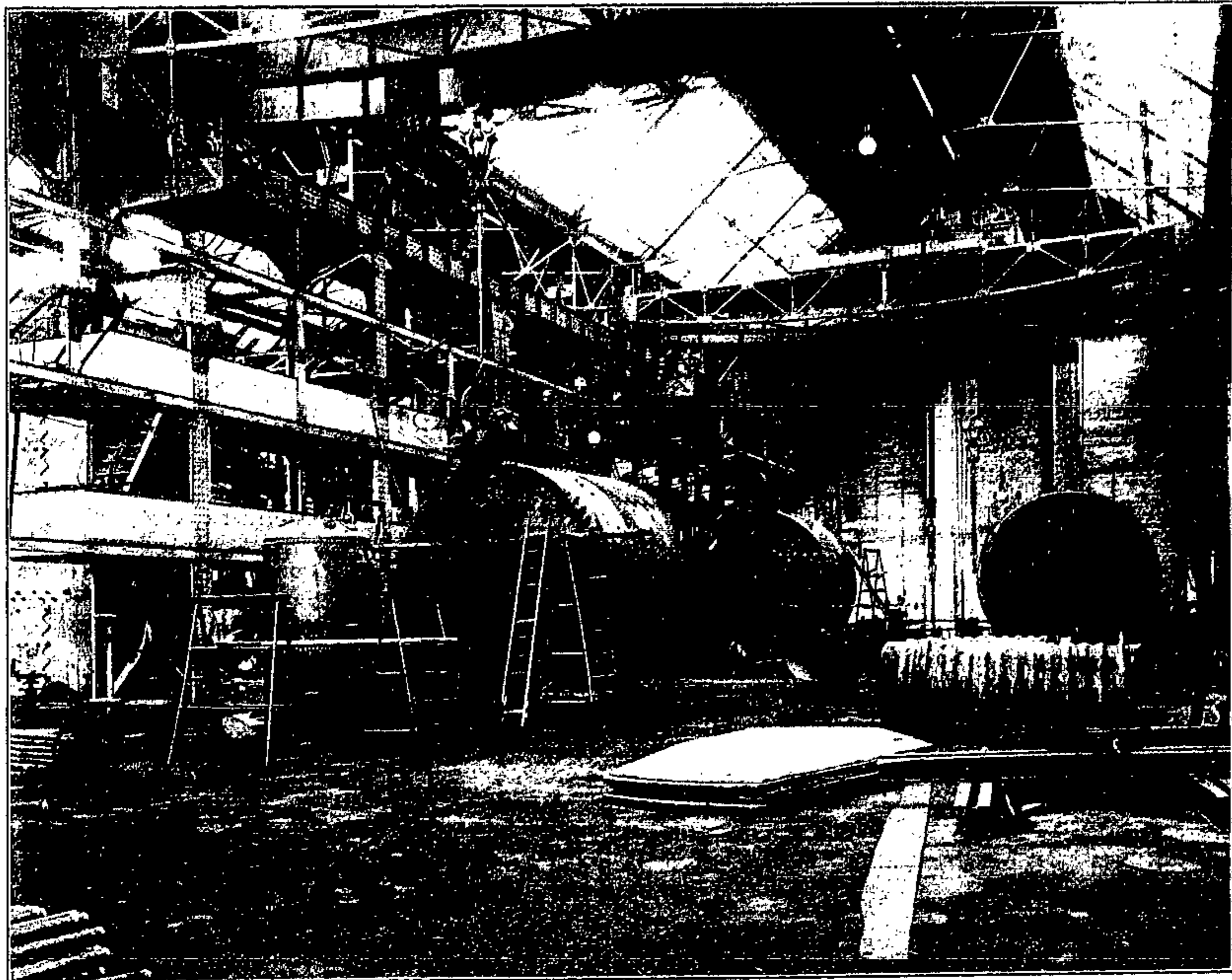
Schiffskörpers durch die Beplattung. Die erforderlichen Stahlplatten werden, soweit es die äußere Form des Schiffes erfordert, zurechtgebogen und dann von außen auf die Querspannen aufgenietet. Unter der Wasserlinie kommen stärkere Platten zur Verwendung. Sind die Stoßkanten oder die aufliegenden Ränder der Platten verstemmt und verkittet, dann wird dem Rohbau des Schiffes ein Anstrich von Meinnige oder

technische Fortschritte noch immer wesentlich verbessert wird. Der Ausbau der inneren Räume richtet sich nach der Bestimmung des Schiffes. Soll es in erster Reihe Frähtdampfer sein, müssen die Laderäume praktisch angelegt, die Unten entsprechend ausgestaltet, die erforderlichen Dampfwinden, Ladebäume usw. angeordnet werden. Handelt es sich um einen Post- und Passagierdampfer, so ist die Ausstattung der Kajüten, des Zwischendecks, der Promenaden decks und der dazu gehörenden Räume mit dem zeitgemäßen Komfort die Hauptsache. Mit der Ausstattung der großen Passagier-Schnelldampfer wird ein geradezu verschwenderischer Luxus getrieben. Die „Kaiserin Augusta Victoria“ von der Hamburg-Amerika-Linie besitzt einen mit blendender Pracht ausgestatteten Speisesaal für 500 Personen für die Kajütenpassagiere erster Klasse, einen mit 278 Sitzplätzen für die Kajütenpassagiere zweiter Klasse, einen dritten Speisesaal für die Passagiere dritter Klasse, zwei Rauchsalons, zwei Gesellschaftsalons mit Les- und Schreibzimmern, einen Turnsaal mit elektrisch betriebenen Zanderapparaten, mit Handeln, Keulen usw., eine Anzahl Staats- und Luxuszimmer, 42 Kabinen, drei Promenaden decks von 2800 Quadratmeter Fläche, Dunkelkammer für Amateurphotographen, sieben Küchen, Bäckerei, Schlächterei, Kühlräume, Eismaschinen, elektrisch betriebene Küchenmaschinen aller Art, ein Ritz-Carlton-Restaurant mit etwa 120 Sitzplätzen, Personenaufzug durch fünf Stockwerke, Räume für über 1100 Kajüten- und 1800 Zwischendeckspassagiere, deren Gesamtzahl erforderlichen Falls auf 3000—3500 gesteigert werden kann. Sämtliche Räume sind elektrisch beleuchtet. Auch Marconi-Telegraphie befindet sich an Bord. Eine Buchdruckerei nebst Zeitungsausgabe vervollständigt die moderne Einrichtung. Neuerdings will der Norddeutsche Lloyd auf seinen Luxusdampfern sogar ständige Theater einrichten. Eine Musikapelle gehört schon jetzt zu den unent-

behrlichen Institutionen eines Ozeandampfers. Ein solcher Riesendampfer gleicht nicht nur einem schwimmenden Hotel, sondern fast einer schwimmenden Stadt, denn zu den 3000—3500 Passagieren mit ihren vielfältigen Bedürfnissen kommt auch noch die Schiffsbesatzung mit 500—600 Mann, davon etwa 150 Mann Maschinenpersonal und 300 Mann Küchen- und Bedienungspersonal. Für die Verpflegung einer solchen Menschenmasse ist ein respektable Vorrat an Proviant erforderlich. Die durch elektrische Aufzüge mit der Küche verbundenen 800 Kubikmeter großen Provianträume beherbergen für eine Meile an 32000 Pfund Fleisch, 7500 Pfund Wild und Geflügel, 3500 Pfund frische und 2500 Pfund geräucherter Fische, 7500 Pfund Früchte, 80 Kisten Apfelsinen, 36000 Stück Eier, 12000 Pfund frisches Brot, für 1800 Mt. frisches Gemüse, 9000 Pfund Fleisch in Dosen, 3600 Pfund gefalzenes Fleisch, 4900 Pfund Schinken, Wurst, Rauchfleisch usw., 1800 Pfund geräucherter Speck, 5000 Pfund Butter, 2000 Pfund Käse, 50000 Pfund Mehl, 15000 Pfund Reis und Hülsenfrüchte, 4000 Dosen Gemüsekonserven, 4100 Pfund Kaffee, 20 Tonnen Serringe, 4000 Pfund Sauerkohl, 15000 Liter und 1200 Flaschen Bier, 1500 Flaschen Champagner, mehrere Tausend Flaschen andere Weine, Mineralwasser, Liköre usw. So präsentiert sich ein vollkommen ausgerüsteter Ozeandampfer als eine respektable Schöpfung. Die Länge eines solchen Schiffes kann man sich vergegenwärtigen, wenn man einigermaßen bedenkt, daß sie mit 215—220 Meter mehr als das Dreieinhalbfache der Höhe der Berliner Siegessäule beträgt. Die Höhe des Schiffes vom Kiel bis zur Oberkante der höchsten Deckaufbauten erreicht bei neueren Dampfern 25—28 Meter, bis zur Höhe der Lademasen 57 Meter, die Breite 24 Meter. Auf den Doppelboden, der zugleich das Steller-geschoß darstellt, bauen sich bis zum Oberdeck fünf, darüber hinaus noch zwei weitere, insgesamt also sieben Etagen auf, so daß die Höhe des Dampfers der



Anordnung der Schraubenwellen.



Kesselschmiede-Werkstatt.

zu den unent-

kann man sich vergegenwärtigen, wenn man einigermaßen bedenkt, daß sie mit 215—220 Meter mehr als das Dreieinhalbfache der Höhe der Berliner Siegessäule beträgt. Die Höhe des Schiffes vom Kiel bis zur Oberkante der höchsten Deckaufbauten erreicht bei neueren Dampfern 25—28 Meter, bis zur Höhe der Lademasen 57 Meter, die Breite 24 Meter. Auf den Doppelboden, der zugleich das Steller-geschoß darstellt, bauen sich bis zum Oberdeck fünf, darüber hinaus noch zwei weitere, insgesamt also sieben Etagen auf, so daß die Höhe des Dampfers der

eines der höchsten Stagenhäuser einer Großstadt nichts nachgibt.

Aber neben der stolzen Pracht und imposanten Größe, den Lichtseiten des Kolosses, darf man auch die düsteren Schattenseiten nicht vergessen, die er in sich birgt. Die Zwischendeckseinrichtungen bedürfen noch recht vieler Verbesserungen, um sie verhältnismäßig den Kajiterräumen anzupassen. Auch die Logis und die Verpflegung der Schiffsbesatzung sind keineswegs musterhaft. In erster Reihe wird auf die zahlungsfähigen Passagiere Rücksicht genommen, für deren Wohlbefinden in jeder Richtung ausreichend gesorgt ist. Wer einen Blick in die „Schiffshölle“ wirft, in die Heizräume, wer da sieht, wie die halbnackten Feuerleute sich in tropischer Hitze im Schweiß ihres Angesichts abplagen müssen, um den Dampfkoloss in größter Eile vorwärts zu treiben auf der Wellenbahn des Ozeans, der wird sofort den klaffenden Gegensatz gewahr, der auch hier obwaltet, wo unter dem hybaritischen Zugus an der Oberfläche das proletarische Elend in der Tiefe haust.



Der Gemeindehaushalt.

Von Wilhelm Schröder.

(Schluß.)

Unsere Skizzierung des kommunalen Finanzwesens läßt erkennen, daß die Sozialdemokratie als Vertreterin der Arbeiterinteressen sowohl an der Beschaffung der Einnahmen wie auch an deren Verwendung ein erhebliches Interesse hat.

Nach dem vom Genossen Dr. Lindemann aufgestellten kommunalen Programm, dem der Parteitag zu Bremen im Jahre 1904 seine Zustimmung gab, soll das Gemeindesteuerverwesen in seinen Grundzügen durch Staatsgesetz geregelt werden. Dies ist notwendig, damit dem Elquemenwesen in den Gemeindeförperschaften die Möglichkeit genommen werde, die wesentlichsten Lasten von sich abzuwälzen. Mögen die Landtage der deutschen Einzelstaaten auch noch so reaktionär sein, der Umstand, daß sie vor einer größeren Öffentlichkeit zu tagen gezwungen sind, läßt die Hoffnung zu, daß sie, wie Lindemann sagt, immer noch bessere Steuergesetze machen werden, als dies bei der in manchen Bundesstaaten geltenden Steuerautonomie der Gemeinden von obskuren Stadtverordnetenversammlungen zu erwarten ist. Auch ist eine gewisse Einheitlichkeit in den Grundzügen des städtischen und staatlichen Steuerwesens erforderlich. Es darf der Gemeinde nicht überlassen bleiben, die Ziele des staatlichen Steuerwesens zu vereiteln und die geringsten Einkommen zu besteuern, während der Staat Einkommen bis zu 900 Mark frei läßt. Sache der sozialdemokratischen Gemeindeverordneten ist es selbstverständlich, dem Egoismus der Besitzenden nach Kräften entgegenzutreten und mit möglichst größter Energie eine gerechte Verteilung der Steuern anzustreben.

Alles Streben, die Armen zu schonen und die Reichen ihrem Vermögen nach zu belasten, kommt aber dort nicht zum Ziel, wo wenig oder gar keine Begüterte vorhanden sind. Zahlreichen Orten muß daher der Staat mit seinen Mitteln beispringen, wenn sie ihre kommunalen Pflichten erfüllen sollen. In solchen Fällen ist dafür zu sorgen, daß gesetzliche Normen für die Unterstützung der Gemeinden festgelegt und so der Willkür der Behörden nach Möglichkeit Schranken gesetzt werden. Innerhalb der gesetzlichen Vorschriften hätten die Gemeinden nach eigenem Ermessen die Zuschüsse zu verwenden.

Daß eine solche Fürsorge im Interesse der Gesamtheit geschehe, hat ebenfalls die Sozial-

demokratie nach Möglichkeit zu bewirken, falls sie im Gemeindefolgeium vertreten ist.

Die Sozialdemokratie stellt eine Anzahl Forderungen an die Gemeinde, die bis jetzt entweder gar nicht oder doch nur in ihren Anfängen erfüllt worden sind.

Sie verlangt auf dem Gebiete der kommunalen Arbeiterpolitik die Einrichtung von Arbeitsämtern als Zentralstellen mit der Aufgabe der Arbeiterstatistik, des Arbeitsnachweises, der Arbeitslosenfürsorge, der Auskunftserteilung und der Ueberwachung der sozialpolitischen Behandlung der Gemeindeverwaltung. Sie fordert ferner die Einfügung der sogenannten Lohnklausel in die Arbeits- und Lieferungsverträge der Gemeinden sowie der von ihnen konzessionierten Privatunternehmungen.

Für die Gemeindegewerkschaften fordert die Sozialdemokratie die Festsetzung der Löhne nach Gewerkschaftsgrundätzen, die Bildung von Lohnklassen und Lohnskalen nach Dienstzeitdauer, den Achtstundentag, ferner die Gründung von Pensions-, Witwen- und Waisenkassen.

Lassen diese Forderungen auf dem Boden der eigentlichen Arbeiterpolitik sich erfüllen, ohne daß einigermaßen leistungsfähigen Gemeinden erhebliche Sorgen ob der Deckungsfrage bereitet werden, so können die sozialdemokratischen Forderungen auf dem Gebiete der Wohnungspolitik, des Schul- und Bildungswesens und der Gesundheitspflege immerhin auf den Gemeindefiskus einen beträchtlichen Einfluß ausüben.

Aufgabe der Sozialdemokratie in den Selbstverwaltungskörpern ist es daher, auch die Mittel ausfindig zu machen, aus denen die Ausgaben für sozialpolitische Leistungen größeren Umfangs gedeckt werden können.

Es entsteht da zunächst die wichtige Frage, ob die gewerblichen Unternehmungen, die sich im Gemeindebesitz befinden oder den sozialdemokratischen Forderungen gemäß in Gemeindebesitz überzuführen sind, ob Gasanstalten, Wasserwerke, Kanalisationsanlagen, Straßenbahnen, Steinbrüche mit dem Ziel, aus ihnen einen möglichst hohen Gewinn herauszuwirtschaften, betrieben werden sollen, oder ob rein das Interesse der Einwohner als Konsumenten beim Betrieb ins Auge zu fassen ist.

Man hat da in der Gegenwart zu unterscheiden zwischen den verhältnismäßig seltenen städtischen Unternehmungen, die vorwiegend in Konkurrenz mit privaten Unternehmungen betrieben werden (Steinbrüche, Bergwerke), und mit Monopolbetrieben. Nur diese, also die Wasserwerke, Kanalisationsanlagen, Gasanstalten, Elektrizitätswerke und Straßenbahnen sind wesentlich ins Auge zu fassen.

Die Sozialdemokratie ist auch nach reiflicher Erwägung zu der Ansicht gelangt, daß eine Profitwirtschaft zugunsten des Gemeindefiskus mit derartigen Anlagen durchweg nicht zu betreiben ist. Die Gründe für diesen Standpunkt hat Dr. Lindemann bereits 1902 dargelegt, als der sozialdemokratische Parteitag in München sich mit der Frage der Kommunalpolitik befaßte, und diesen ohne wesentlichen Widerspruch aufgenommenen Ausführungen können wir uns durchaus anschließen.

Durch die Munizipalisierung gewerblicher Betriebe wird an ihrem kapitalistischen Charakter an und für sich nichts geändert. Dazu wäre es notwendig, daß eben eine Profitwirtschaft mit ihnen nicht betrieben wird. Die Gemeinden sollen nicht nach dem Grundsatz verfahren, daß ein möglichst hoher Gewinn aus ihren Unternehmungen herauszuwirtschaften ist, sondern sie sollen die Leistung an Diensten und die Herstellung von Gebrauchsgegenständen durch die Regieübernahme aus dem Gesamtgebiet der kapitalistischen Produktion herausheben und zu einem Teil der öffentlichen Leistungen umgestalten. Lindemann zeigt die Wirkung der im

Gegensatz zu diesen Grundsätzen betriebener Ueberschusswirtschaft an einem drastischen Beispiel, indem er städtische Gaswerke und städtische Elektrizitätswerke miteinander vergleicht. Zu den Gaskonsumenten gehören auch zahlreiche kleine Leute, zu den Elektrizitätskonsumenten zumeist kapitalkräftige Bürger. Werden, wie vielfach der Fall ist, die Gaswerke Ueberschüsse ab, während die Elektrizitätswerke mit einem Defizit arbeiten, so haben die kleinen Gaskonsumenten die reicheren Leute vor höherer Steuerbezahlung zu schützen. Nimmt man den durchschnittlichen Verbrauch eines Gasautomaten auf 275 Kubikmeter an und bemißt den Ueberschuss, den die Stadt aus einem Kubikmeter Gas herauswirtschaftet, auf 8,5 Pf., so wird der Besitzer eines Gasautomaten jährlich mit 24 Mark belastet.

Die Vertreter des Besitzes in den Gemeindeförperschaften führen gegen die sozialdemokratische Forderung ins Feld, daß eine Ueberschusswirtschaft notwendig sei, damit die Einwohnerschaft vor einer allzu starken Belastung mit direkten Steuern geschützt werde. Sie verschweigen dabei wohlweislich, daß die indirekte Besteuerung durch die Gemeinden ebenso wirkt, wie die indirekte Besteuerung durch das Reich, daß sie also dem Reichen zum Vorteil und dem Armen zum Nachteil gereicht. Dann aber vergessen sie ferner darauf hinzuweisen, daß in den Fällen, wo sie in ihrer Eigenschaft als Hausbesitzer durch kommunale Monopolbetriebe getroffen werden können, ihre Grundstücke direkt auf den Kopf stellen. Kanalisations- und Wasserabgaben werden zumeist von den Hausbesitzern direkt eingezogen und in den Mietern auf die übrige Einwohnerschaft abgewälzt. Hier nun ist es nicht selten, daß die Hausbesitzer, die gemäß des Klassenwahlrechts und ihres besonderen Privilegs in den Gemeindevertretungen in Preußen stets die Mehrheit bilden, die Tarife so niedrig gestalten, daß die städtischen Werke mit einer erheblichen Unterbilanz arbeiten. Die Sozialdemokratie will nur eine Wirtschaftsführung, unter der die kommunalen Erwerbsbetriebe, die notwendigen Rücklagen für die Amortisation des aufgewendeten Kapitals mit in Betracht gezogen, ihre Unkosten decken; die maßgebenden Hausbesitzer arbeiten auf eine offensichtliche Defizitwirtschaft hin.

Alles in allem hat die Sozialdemokratie also die Ueberschusswirtschaft in städtischen Monopolbetrieben zu verwerfen und für genügende Deckung aus direkten Steuern zu sorgen.

Hierbei entsteht nun von neuem eine wichtige Frage, nämlich die, ob die kommunale Steuerleistung nach der Leistungsfähigkeit oder nach dem Interesse erfolgen soll. Soweit die Bedürfnisse des Staats in Betracht kommen, hat die Miquelische Finanzreform von 1893 für Preußen die Einkommensteuer und die ergänzende Vermögenssteuer zur Deckung herangezogen und den Gemeinden die sogenannten Realsteuern, die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern, völlig überlassen. Der Staat hat also die Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit zum Grundsatz erhoben.

Hier, wo die Deckung des Gemeindebedarfs in Frage steht, hält die Sozialdemokratie neben diesem Steuermodus auch die Besteuerung nach dem Interesse für erforderlich. Wie bei der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit die Einkommen-, Vermögens- und Gewerbesteuer in Betracht kommt, so ist bei der Besteuerung nach dem Interesse vor allem der Grund- und Boden ins Auge zu fassen. Der moderne Grundstückswucher fordert geradezu zu einer möglichst hohen Umsatzsteuer sowie zu einer besonderen, den unverbienten Wertzuwachs treffenden Steuer heraus; und die Gemeindeförperschaften handeln unverantwortlich, wenn sie das Interesse der Spekulanten höher ein-

schäßen als das Interesse der Gesamteinwohnerschaft.

In zahlreichen Gemeinden dürfte die konsequente Ausnutzung beider Steuermodalitäten auch bei einem ständig wachsenden Etat zur Deckung der Ausgaben hinreichen. Namentlich dann, wenn die bürgerlichen Mehrheiten in den Fällen, wo der Zuschlag zur Staatseinkommensteuer in Preußen über 100 Prozent beträgt und dann nach dem Gesetz das Gemeindebudget von der staatlichen Begutachtung abhängig macht, die in solchen Fällen unerbittlich hervorstechende Scheu vor behördlicher Einmischung überwinden und es ruhig auf die stärkere Heranziehung

der Begüterten ankommen lassen. Denn nur diese und nicht die Minderbemittelten sind es zumeist, die sich einer schärferen direkten Besteuerung widersetzen. Wo aber, wie in Groß-Berlin, zahlreiche Gemeinden mit sehr ungleichartiger Bevölkerung zusammengeballt sind, wäre nötigenfalls unter staatlichem Zwange ein Zweckverband zu schaffen, der für gleichmäßige Besteuerung zu sorgen und so dem Streben der Wohlhabenden, der geringeren Belastung wegen sich auf bestimmte Orte zurückzuziehen, nach Möglichkeit entgegenzuwirken hätte. Die Selbstständigkeit einer Gemeinde ist nur so lange von Wert, als sie ihren Aufgaben gerecht werden

kann; sobald es ihr an Leistungsfähigkeit gebricht, hat sie die Schaffung von Gemeindeverbänden anzubahnen und in diesem erweiterten Rahmen auf Ausgleichung der Lasten sowie Erfüllung der ihr zustehenden Aufgaben hinzuwirken.

So werden sich auf alle Fälle die kommunalen Pflichten im Sinne der Sozialdemokratie erfüllen lassen, wenn Gemeinde und Staat sich weniger zum Schutz der Reichen als zur Förderung des Wohles der Gesamtheit berufen fühlen. Weiden aber diese Richtung zu weisen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Sozialdemokratie. —

Der Herr Buchhalter.

Novelle von Anna Grollant-Ruff.

Jeden Mittag und jeden Abend sitzt er in der Post. Er kennt kein anderes Wirtshaus, hat den Fuß nie in ein anderes gesetzt. Nicht etwa, weil sie schlechter sind, davon weiß er nichts; aber er ist ein Mann von Charakter. Hat er einmal angefangen, sein Mittagstisch und sein Abendessen in der Post zu nehmen, so bleibt dabei, das gehört sich; unnötige Veränderungen in der Lebensweise sind nur Schwächen, wert eines Lächelns. Konsequenz muß man sein!

Er hat seinen Stammtisch, seinen Stammpfad, sein Stammkrügel, sein Stammglas, seinen Stammerviettenring und — wehe der Stellnerin, die ihm einmal im Drang der Geschäfte etwas anderes vorzustellen oder vorzulegen wagte! Den Wechsel der Stellnerinnen hat er noch stets dem Wirt als persönliche Beleidigung angerechnet, und so unbefangenen ihm jede „Neue“ entgegentrat, so befangen war der Wirt, so befangen wurde auch bald die Neue. Das war doch wohl die größte Rücksichtslosigkeit! Hatte man so ein Frauenzimmer jahrelang erzogen, und wenn sie sich dem Ideal nun etwas näherte, schickte man sie ihm vor der Nase fort!

In den zwölf Jahren, seit er hier aß, war das schon sechsmal geschehen. Die immerhin freundschaftlichen Beziehungen, die er mit dem Wirt unterhielt — sie grüßten sich stets beim Kommen und Gehen —, wurden dadurch erheblich getrübt, und es dauerte immer ein Vierteljahr, bis er den Gruß des Wirtes wieder sah.

Draußen in der großen Kunstmühle, die der schnell rauschende Silberbach trieb, war er seit zwölf Jahren Buchhalter, dort wohnte er, und nur des Mittags, Sommer wie Winter, bei Schnee und Regen und Sonnenschein, erschien er fünf Minuten nach zwölf auf der Post, und des Abends fünf Minuten nach sieben.

Er war ehemaliger Soldat — er behauptete Leutnant, die Bauern sagten Feldwebel — und hatte sich beim Manöver eine Verletzung zugezogen, die ihn dienstuntauglich machte. Noch jetzt schleppte er den einen Fuß etwas nach, und die Schmerzen, die ihm der Witterungswechsel brachte, veranlaßten ihn immer zu lauten Ausbrüchen über die unsinnige Soldatenschinderei, die nur den Preußen zu verdanken sei. An den alten Soldaten erinnerte außer dem kleinen, etwas borstigen Schnurrbart, der in zwei fest gezwirbelten Spitzen auslief, nichts als das kurz geschorene Haar und die rotbraune, etwas cholericische Gesichtsfarbe. Er war mittelgroß und eher schwächlich, schwarz von Haar und Bart, mit kleinen, etwas gewölbten, stechenden, dunklen Augen.

Wenn er so am Kopfende seines Tisches saß, die Zigarre, die er stets in einem Röhrchen rauchte, nach oben gestemmt, die Unterlippe vor- und aufwärts geschoben, die beiden Arme aufgestützt, und über den Tisch blickend, so sah er niederschmetternd selbstbewußt aus.

Mit ihm aßen ein paar Aspiranten der kleinen Bahnhstation, ein junger Schreiber und der unverheiratete Bahnmeister. Doch stets blieben die beiden Stühle rechts und links vom Herrn Buchhalter leer, das war der Brauch von Anfang gewesen, und daran durfte nicht getippt werden. Während der Mahlzeiten hatte der Tisch zu schweigen, das heißt, er sprach nicht und verbat sich auch nachdrücklich eine lautere Unterhaltung. So wurde also am Tisch unten nur gewispert, man bot sich mit stummem Nicken die Platten und begehrte sämlich nach Brot und Bier. Wie ein frischer Wind wehte in diese gedrückte Atmosphäre stets die reiche Art einer neuen Stellnerin herein, die mit voller Naivität und, der Pflichten ihres Amtes bewußt, die Herren zum „Dickschriern“ animieren wollte, und voll Heiterkeit mit ihrer Unterhaltungsgabe wie eine Fregatte mit vollen Segeln an dem Tisch landete. Zuerst legte er die Zigarre weg; dann stemmte er den linken Arm ein, seine blanken, kleinen Augen fuhren wie Mlibe hin und her, und alsbald brach auch schon das Donnerwetter los.

„Neh' schau'g's ma dö an! Na, frei' di' ner Madl, i' werd' Dir Mozes lehren! So a G'schrea machen! Du ungebildete Versohn! Woz? — Stad bist! Vall i' red', hot a jed's stad z' sein, verstanden?“ — Eine einzige hatte es je gewagt, ihm sofort prompt zu erwidern, beide Arme einstemmend und ihn auch gehörig anblickend: „Nö, schau'g's den an, den z'widern Raunzer! I' ma, woz i' mog, und von Dir laß i' mir nig anschaffen.“

Aber sie wurde augenblicklich von der Strafe ereilt. Mit einem Satz war er in der Höhe, und so sehr sich die im übrigen Handfeste wehrte, hatte er sie mit einem einzigen Griff beim Hals gepackt und hinausgedreht. Da er kleiner war als sie und bei der Prozedur verschiedene Tritte und Pässe abkriegte, war es für die aller Pietät baren, frivolen Aspiranten eine solche Wonne, daß sie die Zähne auf die Stühle zogen und sich in die Zunge bissen, um nicht gerade heranslachen zu müssen, während der kleine Schreiber, der schon von Mutts wegen darauf eingeeißelt war, lautlos grinst, und der Bahnmeister, etwas schwerfälligeren Temperaments, mit offenem Maul dem hochmütigen Halsgericht zusah.

Diese eine, die aller Tradition folchergeiligt Sobn gesprochen, mußte auf kategorischen Wunsch des Herrn Buchhalters entlassen werden. Der Wirt leistete zu Anfang energischen Widerstand, denn alle übrigen Eigenschaften der Hebe standen ganz im Einklang mit ihrer Handfestigkeit und stempelten sie zum Ideal einer Stellnerin.

Aber der „Buchhalter“ drohte, das Haus „nie mehr zu betreten“ — es war eine der dramatischsten Szenen seines Lebens; schließlich war er der älteste Stammgast — der Wirt unterlag also der Uebermacht seiner Persönlich-

keit, achselzuckend und mit der Miene, wie man etwa einem ungezogenen Kinde nachgibt.

Am Stammtisch hatte die Sache ein Nachspiel, als der „Buchhalter“ um die gewöhnliche Zeit verschwunden war. Alles ging da außer Rand und Band, „es lösten sich alle Bande frommer Zehn“, es war die reinste Meuterei.

Ueber den Wirt ging's her vorerst, denn di. „Mische“ hatte ihnen laut und sonders den Eindruck gemacht, wie wenn man sie u n b e d i n g t da lassen müsse, und wenn's nur wäre, um ein unbilliges Gegengewicht gegen „den da oben“ zu haben.

„So a Hanswurcht, der Wirt! Na, so was! Aber gar foan sturaid! Der hätt' i sein mög'n, i hätt' andericht aufg'macht. Herr di Gatti, dem hätt' i 's zoagl! Was is denn dös überhaupt's für a Wirtschaft? Is denn 'ner der da? Bah'n mir unser Beig net grad a so wie der? Wenn mir g'lagt hätten, mir möchten 's Madl b'hatten, was er epper da g'macht hätt'? Tös war' a Sey' word'n! Mir derften uns schließlich' nimmer z' schwaufen tra'n. War uns scho' z' dumm! Mir san a so viel wie der da herinnet, und mir leiden amal dös nimmer, jeh' unach' 's andericht geh'n!“

So schrien und schimpften und brüllten sie durcheinander, schauten sich kampfmütig und mit roten Köpfen an und hieben auf den Tisch, daß die Gläser sprangen.

Da tat sich die Türe auf, der Herr Buchhalter erschien aufs neue, zwickte die Augenlein zusammen, und ein paar Hohnsalten liefen vom Mund abwärts, als er die aufgeregten „Mander“ sah.

„Des scheint's ent ja recht guat z' unterhalten!“ sagte er in einem Ton, der, oberflächlich gehört, ans Väterliche gemahnte, für die Eingeweihten aber ein Sturmsignal barg.

Ruhig hängte er seinen Mantel an den Nagel, das Rodenhüll, das er immer etwas links trug, dazu, rüdte sich den Stuhl zurecht und — setzte sich.

„I' hab' ja d' Zunsbruder heul no' net g'lesen mit der sandummen G'sicht!“ sagte er.

Die „Mander“ saßen stumm und stockerten in ihren Tellern weiter, die Augen fest auf die Ueberreste ihrer Mahlzeit geheftet.

„I' hab' heul d' Zunsbruder no' net g'lesen!“ wiederholte er mit gehobener Stimme, und seine Gesichtsfarbe vertiefte sich um einige Nuancen.

Ein leises Gebrumm ging unter den Verschworenen herum, ein Räuspern — „Dort hängt f' ja, Sakrament!“ schrie er und deutete an die Wand, wo sie über dem Kopfe des jüngsten Aspiranten hing.

„Jessas, was haßt d' denn? So gib's eahn doch!“ Mit Neden und Stößen und Püffen wurde der Hartnäckige aufgemuntert, bis er sie dem vor Horn Blauroten, der mit bösen Augen förmlich auf ihn einsach, reichte . . . (es folgt.)

Goldene Worte über Erziehung.*

Spiele mit deinen Kindern!

Ein schöner Mal, denkst du. Woher soll ich die Zeit nehmen, um mit meinen Kindern zu spielen? Ich habe ja kaum Zeit, um die nötigsten Hausarbeiten und die dringendsten Mutterpflichten zu erfüllen. — Du hast gewiß recht, und ich verlange auch nicht, daß du stundenlang mit deinen Kindern nutzlos herumtändeln sollst. Aber gelegentlich erübrigt du doch einen Augenblick, ein Viertelstündchen. Du findest es auch oft genug zum Klauen mit der Nachbarin. Dieses Viertelstündchen widme hin und wieder deinen Kindern. Springe mit ihnen herum, singe mit ihnen, tanze den Ringelreihen mit und was sonst gerade von den Kindern gespielt wird. Ei, wie da die Gesichter deiner Kleinen mit einem Male strahlen! Welchen Wert gewinnt das Spiel für sie, wenn die Mutter dabei ist! Wie dankbar sind sie dir dafür, daß du dich zu ihnen herunterneigst. Und ist deine Zeit herum, so sage es ihnen, daß du nun wieder an die Arbeit mußt, weil sie sonst kein Essen bekämen, oder weil Hans sonst mit der zerrissenen Hose und Liese mit einem Loch im Strümpfe herumlaufen müßten. Das werden sie verstehen, sie werden dich, mit Schmerzen zwar, ziehen lassen. Aber sie werden sich schon jetzt freuen auf das nächste Mal, da du wieder zu ihnen sagst: Kommt, Mutter spielt mit: Ringelreihen, schöne Aprikosen —

Du sollst Wort halten.

Du hast deinem Kinde versprochen, ihm etwas mitzubringen, wenn du in die Stadt oder in den Park oder auf den Markt gehst. Dein Kind wollte gern mitgehen, aber es paßte dir nicht; und um die kleine Drängerin zu befriedigen, gabst du ihr das Versprechen. Oder dein Kind mag die heutige Mittagsmahlzeit nicht, und zum Troste versprichst du ihm für morgen seine Leibspeise. „Was man versprochen hat, muß man auch halten.“ so fordert unerbittlich meine kleine Fünfjährige ihr Recht, wenn ich aus Vergesslichkeit mein gegebenes Wort nicht gehalten habe. Und ich beeile mich stets schnell, das Versäumte nachzuholen. Denn es ist von großer Wichtigkeit, daß die Kinder daran gewöhnt werden, streng Wort zu halten. Dazu ist aber in erster Linie nötig, daß Mutter und Vater selbst dem Kinde gegenüber streng Wort halten. Man denke nicht: es ist ja nur ein Kind, dem ich etwas versprochen habe, und bei einem Kinde braucht man es so genau nicht zu nehmen. Noch viel weniger darfst du aus Vergessen darüber, daß du von deinem Kinde zur Ordnung gerufen wirst, dein Kind barsch und schroff zurückweisen. Ein Kind hat ein feines Gefühl für Recht und Billigkeit. Lege Wert darauf, deinem Kinde dieses feine Gefühl zu erhalten.

Sei gesund.

Nicht gesundheitliche Ratschläge will ich dir geben. Ich bin kein ärztlicher Fachmann. Aber raten möchte ich dir, daß du dir deine Gesundheit so lange und so fest zu erhalten suchst, wie du nur kannst. Viele Mütter verpassen in ihrem lobenswerten Eifer für ihre Kinder sich selbst und ihre eigene Gesundheit. Bist du aber erst krank, dann sind deine Kinder zu bedauern. Dann hältst du für kindliche Schlechtigkeit und Böswilligkeit, was schließlich nur eine Folge deiner eigenen Krankheit und Empfindlichkeit ist. Dann verlierst du die ruhige Sicherheit, dann macht dich deine Krankheit verärgert, verbittert und ungerecht. Eine solche Mutter aber kann, so gern sie auch will, keine gute Erzieherin für ihre Kinder sein. Denn die Kinder brauchen Sonne und Wärme, bei Unfreundlichkeit und trübem Nebel verkümmern sie. Ich weiß, daß viele Mütter wider ihren Willen und zu ihrem tiefsten Schmerze von der Not gezwungen werden, die Gesundheit ihres Körpers zu vernachlässigen. Und aus tiefstem Herzen bedauere ich diese armen Proletarierfrauen. Aber neben ihnen gibt es noch viele Arbeitermütter, die zu selbstlos sind, die sich selbst für zu gering halten, um an ihre eigene Gesundheit zu denken. Mögen sie bedenken, daß sie es ihren Kindern schuldig sind, selbst gesund zu sein.

Wie ich mir Ruhe verschaffte. „Ruff, ruff, ruff!“

Unaufhörlich geht es so. Ich lasse mir von meinen beiden Töchterlein vieles gefallen. Wenn mir ihr Treiben doch einmal zu bunt wird und ich dazwischen fahren möchte, so brauche ich nur über die Zeitung hinweg in ihre eifrigen, fröhlichen Gesichter zu sehen und mein Unmut sucht schnell das Weite.

„Ruff, ruff, ruff!“

Und dazu wird auf der Erde herumgekrabbel und getrampelt, daß ich mich innerlich lebhaft dazu

* Aus dem empfehlenswerten Buch: „Die Mutter als Erzieherin“, kleine Beiträge zur Praxis der proletarischen Hauserziehung von Heinrich Schulz, Stuttgart. J. G. W. Dietz Nachf.

beglückwünsche, daß wir, trotz einiger Bedenken, parterre gezogen sind.

„Nun sage mal, Du kleiner Max, was spielt Ihr denn da?“

„Schweinchen! Muff, ruff, ruff!“

Als das kleinere der beiden Schweinchen aus Versehen in meine greifbare Nähe rückt, erwische ich es und ziehe es am Mädchen zu mir heran.

„Muff, ruff, ruff! Schweinchen beißt!“

Ich schlinge den Arm fest um das kleine Schweinchen und drücke es an mich, so daß es mich nicht beißen kann.

„Höre mal, Du kleiner Max, ein Schweinchen ist aber nicht gerade sehr nachahmenswert. Du weißt doch noch, als wir diesen Sommer die Schweinchen gesehen haben. Or war es fein sauber, was?“

„A—i—i—i—h, nein! Ganz schmutzig!“

„Na also! Weißt Du nicht noch, wie die Schweinchen mit dem Müffel im dicksten Schmutz herumwühlten?“

Der kleine Max nickt ungeduldig.

„Möchtest Du denn auch so mit dem Mädchen — — —“

„A—i—i—i—h, Vater, i—i—i—i—h!“

„N—e—i—n!“

Aber damit ist sie mir auch schon entwischt, und ehe ich sie noch wieder zu greifen vermag, liegt sie schon an anderen Ende des Zimmers am Boden und rutscht auf allen Vieren.

„Wauwau, wauwau, wauwau! Denn bin ich 'u Hund, Vater, nicht?“

Ich denke an meine arme Frau. Der herbeste Schmerz bleibt ihr ja zwar erspart. Sie schafft hoch oben im fünften Stock auf dem Trockenboden, und so sieht sie nicht, wie gründlich der Fußboden hier unten von den vier Anien ihrer Töchter geböhrt wird. Aber sie wird den Schmerz später erleben, wenn sie die Strümpfe ansieht:

„Mann, sieh' doch nur! Diese großen Löcher! Und heute morgen haben sie die Strümpfe erst frisch angezogen!“

„Ja, ja, aber wenn die Kinder jetzt im Winter nicht nach draußen können — — —“

„Dann können sie im Zimmer auf den Anien laufen, statt auf den Füßen, was? Schöne Grundjäger! Du brauchst freilich die Strümpfe nicht zu flicken!“

„Nein, liebes Weib. . .“

„Wauwau! Wauwauwauwauwau!“

Erschreckt fahre ich zusammen. Ich glaubte schon, meine Frau wäre ins Zimmer getreten und würde von den beiden zweibeinigen Hündchen freudig begrüßt.

Aber die Hunde zanken sich nur untereinander. Sie belken sich an und ahmen so läusend die Bewegungen und Gesichter wütender Hunde nach, daß ich laut auflachen muß.

Aber dieses Signal hat gerade noch gefehlt! Jetzt wird erst gebellt!

Ich greife zu einer Kriegslist. In aller Eile rasche ich meine zoologischen Kenntnisse zusammen. Welches Tier ist denn stumm?

„Kinder, jetzt spielt mal Fische!“

Schwapp, liegen sie beide glatt auf dem Boden und rudern und schwimmen mit Händen und Beinen, so daß sich mir die Haare sträuben bei dem Gedanken, es könnte gerade in diesem Augenblick das Verhängnis meine arme Frau in die Stube führen. Vor allen Dingen müssen die Kinder vom Boden auf. Eine neue Kriegslist:

„Und nun spielt mal Vögel!“

Aber ich hatte mich getäuscht, wenn ich etwa im stillen geglaubt hatte, ich könnte durch den raschen Wechsel meine beiden hoffnungsvollen Mädels aus der Rolle bringen.

Einen Moment liegen sie still. Dann aber ist die Größe auf den Beinen, und mit ausgebreiteten Armen, beide auf und ab bewegend, tänzelt sie durchs Zimmer.

„Piep—piep—piep—piep!“

Und der kleine Max hinterdrein:

„Piep—piep—piep—piep!“

Und von lärmender Fröhlichkeit, von lachender Kusgelassenheit dröhnt das Zimmer! Wie gut, daß wir parterre wohnen!

Jetzt greife ich zum äußersten Mittel.

Scheinbar achtlos nehme ich das Märchenbuch in die Hand und blättere darin herum.

Im selben Augenblick klettern beide Mädels an meinen Beinen herum und ihre kleinen Arme schlingen sich um meinen Hals, so daß ich kaum Atem holen kann, und wie aus einem Munde kommt es: „Vorlesen, lieber Vater, bitte, bittel!“

Und ich beginne zu lesen: Es war einmal — —

Und es ist ruhig im Zimmer, ganz ruhig! Wenn meine Stimme schweigt, kann man die Spinne an ihrem Netz spinnen hören.

Es ist aber keine Spinne — die duldet die Mutter nicht im Zimmer — es ist das Märchen, das seine bunten, schönen Bilder spinn.

Und vier weitgeöffnete blaue Kinderaugen hängen andachtsvoll an meinem Munde.

Es kostet mich fürwahr nicht die kleinste Ueberwindung in meinem Leben, wenn ich mich jetzt nicht im Vorlesen unterbreche und die lieben kleinen Mäulchen küsse.

Und aus diesen zarten Mäulchen kam noch vor wenigen Minuten ein so ohrenbetäubender Lärm?

Muff, ruff . . . wauwau . . . piep—piep!

Ernst Kinsch.

In den Graslandsteppen des nördlichen Kamerun-

gebietes.

Die Erforschung des Hinterlandes von Kamerun datiert erst eine verhältnismäßig kurze Zeit zurück. Nachtigal, Hegel und Zinkgraff waren die Männer, die hier bahnbrechend wirkten und in manchen „weißen Fleck“ auf den Karten Westafrikas tilgten. Jetzt hat sich diesen drei Forschern ein vierter angeschlossen: Franz Sutter, der Anfang der neunziger Jahre Mitglied einer in das Nordhinterland von Kamerun ausgesandten Forschungs-Expedition war. Die Beobachtungen, die Sutter auf diesen afrikanischen Wanderungen gemacht, liegen seit kurzem in einem reich illustrierten, dickleibigen Bande „Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun“ (Wraunscheitg, Friedrich Wieweg u. Sohn) vor. Was das Buch bietet, sind keine Tagebuchblätter. So leicht hat sich Sutter die Sache nicht gemacht. Er hat vielmehr das verarbeitete Material übersichtlich gegliedert. Ein kurze geschichtliche Einleitung eröffnet den Band. Ein zweiter Abschnitt gibt Aufschlüsse über die Reiselechnik in der afrikanischen Wildnis, über Ausrüstung und Lebensweise. Dann erst kommen die eigentlichen Forschungsergebnisse: die geologischen, zoologischen, botanischen, meteorologischen, ethnographischen Beobachtungen. Der besseren Uebersicht halber teilt Sutter das von ihm durchforschte Gebiet ein in Waldland und in Grasland. Im folgenden wollen wir uns mit dem, was er von dem letzteren an ethnographisch interessanten Dingen zu berichten weiß, näher beschäftigen.

Schon die Häuser dieser Steppenleute darf man sich nicht als allzu primitive Baulichkeiten vorstellen. Der Grundriß ist fast immer quadratisch angelegt. Quadratische Form haben meist auch immer die vier Wände, die kastenartig und fest mit einander verschraubt dem Grundriß aufgesetzt werden. Baumstämme in Wandhöhe, innen und außen in die Erde gerammt, geben die Stützpunkte; Palmrippen, Holznägel und schmiegsame Lindenstreifen bilden das Baumaterial. Das Dach wird als hohe Spitzpyramide aufgesetzt; seine Höhe ist oft der Wandhöhe gleich. Es wird beim Dachdecken sorgfältig darauf geachtet, daß der First etwa einen halben Meter überspringt. Hauswände und Dachteile bilden im Hochbau ein gitterartiges Flechtwerk. Beim Ausbau werden die Wände sorgfältig mit Lehm verstrichen, der nachher glatt gestrichen wird. Die Dachteile hingegen werden mit Gras verstopft, das in Lagen bis zu einem halben Meter Dicke aufgelegt wird. Bei der einen Wandseite ist gleich bei der Anfertigung die Türöffnung vorgesehen. Außerdem trennt noch eine Flechtwand, der eine kleine Schiebetür eingefügt ist, die Häuser der besser Situierten in zwei Gemächer. Fenster kennen diese Häuser nicht. Die Türöffnungen sind sehr klein gehalten, meist nur 40 Zentimeter breit und 80 Zentimeter hoch. Die Steilheit und Höhe der Dachanlage erklärt sich durch die gewaltigen tropischen Regengüsse, deren Wassermengen bei weniger steilen Dächern leicht durch den Grasbelag hindurch in das Innere gelangen würden.

Im Innern dieser Häuser flackert, namentlich zur Regenzeit, ein wärmendes Feuer, das keinerlei Rauchabzug hat, sondern das Flechtwerk der Wände und der Dachteile mit einem schwarzen Glanz beizt. Schön geflochtene Körbe, Matten, reich ornamentierte Töpfe, Teller, Töpfe, Flaschen, aus Holz geschnitten Schmel und pitschenartige Weltgefelle aus dicht aneinandergereihten Palmrippen bilden den Hausrat. Es steckt oft viel originale Arbeit in diesen Gegenständen, von denen das vorliegende Buch eine ganze Anzahl im Bilde zeigt. Am eigenartigsten schauen die Netze und Korbgeflechte aus. Die Netze sind lange Keulen, an deren dicksten Stellen nagelartige Eisen mit breiter Schneide hineingetrieben sind. Die Korbgeflechte gleichen einer puschelartigen Aneinanderreihung junger Palmrindenstreifen; diese Besen werden auch zugleich als Fliegenwedel und als Fächer benutzt.

Was der Verfasser in seinen weiteren Ausführungen über diese Graslandskämme in Beziehung auf ihr Familienleben, auf ihre Moral, ihr ästhetisches Gefühl usw. sagt, läßt sich am besten mit seinen eigenen Worten zusammenfassen: „ . . . Das sind nicht auf einer niedrigen Stufe stehende, tierähnliche Menschen — es sind kulturell hochstehende, intelligente Völker.“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!